Das Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen

AusBlick 2016

Wege aus der Szene:
Aufsuchende Sozialarbeit als neuer Baustein im Hilfesystem

Dem Sterben Raum geben:
Palliative Care im Heinrich-Held-Haus

Inklusiver Brückenschlag:
Kunst, die verbindet

Herzlich Willkommen:
newland eröffnet Neustart für minderjährige Flüchtlinge

ZusammenLeben gestalten

Diakoniewerk Essen

Impressum
Herausgegeben vom Diakoniewerk Essen
Bergerhauser Straße 17, 45136 Essen
Telefon 0201 · 26 64 0, Telefax 0201 · 26 64 199
info@diakoniewerk-essen.de
www.diakoniewerk-essen.de
Redaktion:
Julia Fiedler, Bernhard Munzel
Grafik Design: Q3 design, Dortmund, www.Q3design.de
Druck: Brochmann GmbH, Essen
Essen, Mai 2016

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?
Über Ihre Spende erhalten Sie selbstverständlich
eine Spendenquittung.
Unser Spendenkonto:
Sparkasse Essen
IBAN DE34 3605 0105 0000 2179 19
BIC SPESDE3EXXX
Vielen Dank!

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender des Diakoniewerks Essen

Monatsspruch für Mai 2016:
„Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott habt? Ihr gehört nicht euch selbst.“ (1. Korinther 6, 19)

Liebe Interessierte an der Arbeit des Diakoniewerks Essen,
hartnäckig hat sich in vielen Köpfen das Vorurteil festgesetzt, der christliche Glaube sei leibfeindlich. In der Geschichte gibt es leider viele Erfahrungen, die dem Vorschub leisten. Auf den ersten Blick können einem beim biblischen Leitwort für den Monat Mai 2016 ähnliche Gedanken kommen. „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott habt? Ihr gehört nicht euch selbst.“ Der Apostel Paulus beschäftigt sich in seinem Brief an die Gemeinde in Korinth in dem Kapitel, aus dem der Bibelvers stammt, nämlich mit Fragen der Sexualität.

Bei genauerem Hinsehen ist in dem Bibelwort jedoch eine ungeahnte Hochschätzung des Leibes zu erkennen. Der menschliche Leib – und nicht etwa ein Kirchengebäude – wird da zum „Tempel des Heiligen Geistes“ erklärt. Gott möchte mit seinem Geist in uns wohnen. Gott möchte seiner Liebe und Lebensfreude ein Zuhause geben, in uns! Das klingt für mich sehr viel mehr nach der Fülle des Lebens, als nach Beschränkungen für meine Freiheit.

Die grundsätzlichen Aussagen der Bibel und die Einsichten gerade in der evangelischen Theologie bestätigen diese Tendenz. Der schon fast altmodisch anmutende Begriff „Leib“ macht dabei deutlich, dass es um die Einheit des körperlichen und des geistigen Lebens geht. Körper und Geist werden dann nicht als zwei unterschiedliche Komponenten eines Menschen aufgefasst, sie stehen vielmehr für verschiedene Dimensionen des Lebens.

Der Leib als Ganzheit ist jedem für sein Leben als Aufgabe mitgegeben. Er ist ein Geschenk von Gott, sagen Menschen, die an Gott glauben. Er bildet die Grundlage für ein Leben in Freiheit und Abhängigkeit. In Abhängigkeit, denn ich muss mit genau meinem Körper leben, mit seinen Vorzügen und Einschränkungen, und nicht mit einem Traumgebilde. Ich bin an die natürlichen Regelabläufe gebunden, wenn ich auf der Welt lebe. Auf sie muss ich mich einstellen. Umgekehrt nutze ich sie natürlich, um in dieser Welt etwas zu bewirken und zu erreichen. Damit bin ich bei der Freiheit. Wie ich mit mir selber umgehe, wie ich im Alltag mit anderen umgehe, aber auch wie ich mit Gott umgehe – das steht in meiner Freiheit. Es geht immer um eine relative Freiheit und eine relative Abhängigkeit. Die Chance zu einem gelingenden Leben hängt von meinem Verhalten ab – und davon, wie andere mit mir und ich mit ihnen umgehe. Der Leib ist zugleich die Bedingung der Möglichkeit meiner Freiheit und seine Grenze. Es liegt an mir, was ich daraus mache. Das Glück meines Lebens hängt nicht davon ab, eines Tages ohne Hilfe fliegen zu können oder nie krank zu sein oder immer jung zu bleiben. Der Umgang mit dem Körper, den ich habe, und sein Einsatz im Leben miteinander ist die Aufgabe, die mir gestellt ist. Gott will schließlich in mir wohnen – was für eine Ehre!

Was ziemlich grundsätzlich und abstrakt klingt, wird beim Lesen in diesem „AusBlick 2016“, dem Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen, erstaunlich konkret. Exemplarisch werden in Geschichten und Interviews ganz unterschiedliche Erfahrungen mit dem Leib aufgegriffen. Zugleich wird gezeigt, wie Menschen sich einander ergänzen und unterstützen, um den Herausforderungen des Lebens gerecht zu werden:

- Mit dem Geschenk des Lebens bekomme ich die Aufgabe, meinen Körper in einem umfassenden Sinn zu pflegen und zu erhalten. In Extremsituationen kann das bedeuten, sein Leben nur durch die Flucht in ein fremdes Land retten zu können. Lesen Sie, was das für unbegleitete minderjährige Asylsuchende in Essen heißt. Informieren Sie sich darüber, was die neu eröffnete Einrichtung „newland“ in Essen-Kray dazu beiträgt, dass die Jugendlichen in Deutschland wieder Boden unter den Füßen bekommen.

- „Wenn nichts mehr zu machen ist, gibt es noch viel zu tun.“ So lautete ein Schlüsselsatz der 1. Essener Fachtagung für die palliative Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung. Das Heinrich-Held-Haus hat mit dem Fachtag im Austausch mit anderen seinen Weg zu einem umfassenden Palliativkonzept fortgesetzt. Die Ganzheit unseres Lebens schließt ein, dass körperliche Beeinträchtigungen, das Altern und das Sterben, zu unserem Leben dazu gehören.

- In unseren aufs Funktionieren ausgerichteten und hoch regulierten Lebenswelten werden Menschen schnell als störend empfunden, wenn sie nicht der allgemein gewünschten Norm entsprechen. Erst recht gilt das, wenn sie sich dann in der Öffentlichkeit, etwa auf belebten Plätzen wie dem Willy-Brandt-Platz in der Innenstadt, aufhalten. Finden Sie heraus, was die Gründe dafür sind, dass die aufsuchende Sozialarbeit als zusätzlicher Arbeitsbereich im Rahmen der Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe in Essen installiert wurde, was sie leisten kann, und was nicht.

- Vom Umgang mit dem eigenen Leib hängt die Schönheit des Lebens ab. Sich über Farben, Formen und Linien auszudrücken, gefällt vielen. Es macht auch Menschen mit Behinderungen große Freude, denen Außenstehende diese Ausdrucksweise als kreative Künstler oft gar nicht zutrauen. Im Diakoniewerk wird die Begeisterung für Kunst genutzt, um Menschen mit und ohne Behinderung in einem besonderen Atelier zusammenzubringen. Für viele ist die Kunstwerkstatt zu einem Ort der Freiheit geworden.

Merken Sie, wie vielfältig und schillernd es ist, den Leib als Tempel des Heiligen Geistes zu denken? Als Herausgeber des Jahresmagazins hoffen wir, dass Ihnen mit dieser Ausgabe des AusBlicks gute Gedanken für Ihren Umgang mit dem eigenen Leib einfallen. Und natürlich sollen Sie einen vertieften Einblick davon gewinnen, wie das Leitmotiv des Diakoniewerks „Zusammen*Leben* gestalten“ im Alltag gelebt wird.

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender

Hoffnung auf eine neue Heimat: „newland“ ermöglicht Neustart für minderjährige Flüchtlinge

Am 1. November 2015 eröffnete die Clearingstelle newland in Essen-Kray. Eine Einrichtung für „unbegleitete minderjährige Asylsuchende“ wie es in der Fachsprache – abgekürzt „UMA“ – heißt. 50 Wohnplätze stehen seitdem für minderjährige männliche Jugendliche zur Verfügung. Die meisten von ihnen kommen aus Afghanistan und Syrien und haben unvorstellbar dramatische Fluchtverläufe hinter sich. Betreut werden sie vor Ort von einem trägerübergreifenden Team des Diakoniewerks und des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF), das sie bei den ersten Schritten in ihrer zukünftigen Heimat unterstützen soll. Wie das genau aussieht, welche Probleme im Alltag auftreten, wie die Beteiligten den Verlauf der ersten Monate bewerten und wie nachhaltige Integration überhaupt gelingen kann, erfuhr die AusBlick-Redaktion im Gespräch mit den Verantwortlichen des Projekts.

„UMA“, ein Begriff, der bis vor gut einem Jahr nur den Fachleuten in der Flüchtlingsarbeit und der Jugendhilfe bekannt war – wie kam es dann in so kurzer Zeit bis zur Installation einer Spezialeinrichtung wie „newland“?

Jörg Lehmann: Wie in anderen Städten auch hatten wir in Essen die Situation, dass die Zahl der unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden zu Beginn des letzten Jahres rasant in die Höhe schoss. Die Notwendigkeit, diese in einer geeigneten Weise aufzufangen und in einer Einrichtung unterzubringen, in der geklärt wird, wie es für sie weitergeht, war der Startschuss für newland. Das Diakonie-

Verantwortlich für newland: Die beiden Einrichtungsleiterinnen Nadja Martella und Stefanie Dietz mit Geschäftsbereichsleiter Jörg Lehmann (von links).

werk und der SkF haben in Absprache mit dem Jugendamt Essen gemeinsam das Konzept dieser Spezialeinrichtung entwickelt, in der auf die konkreten Bedürfnisse der betroffenen Jugendlichen eingegangen wird. Nach der Ermittlung und Entwicklung der jeweiligen Potenziale wird gezielt festgestellt, welche Anschlussmaßnahmen möglich sind.

Wie genau sind die Zuständigkeiten bei der Unterbringung der Jugendlichen geregelt?

Jörg Lehmann: Den kommunalen Jugendämtern obliegt die Federführung in diesem Prozess. Wenn junge Flüchtlinge hier in Essen aufschlagen, dann müssen sie vom Jugendamt zunächst vorläufig in Obhut genommen und dann in eine weitere Maßnahme vermittelt werden. Da das Jugendamt über keine ausreichenden Kapazitäten verfügte, ist die Clearingstelle mit einer Betriebserlaubnis zur Aufnahme von 35 – bei Überbelegung bis zu 50 – männlichen Jugendlichen eröffnet worden, wobei fünf Plätze zur Inobhutnahme zur Verfügung stehen. Die Plätze sind inzwischen auch alle voll belegt.

„Die Plätze sind inzwischen auch alle voll belegt."

Wie wurden die Asylsuchenden denn bisher in Essen untergebracht?

Jörg Lehmann: Zum Teil in den vorhandenen Essener Jugendhilfeeinrichtungen wie etwa unserer Jugendschutzstelle im Aufnahmeheim. Dort sind in den letzten Jahren bis 2015 im Schnitt sechs bis sieben Jugendliche untergebracht worden – etwa genau so viele auch in der Funkestiftung des Jugendamts. Das war gut verkraftbar und mit einem Schnitt von 14 Personen im Jahr bis dato unproblematisch. Das hat sich dann im Jahr 2015 allerdings dramatisch verändert, als es sich in der zweiten Jahreshälfte schon um weit über 100 Personen handelte. Inzwischen sind wir stadtweit bei rund 400 neu aufgenommenen Jugendlichen, wobei wöchentlich etwa zehn Personen hinzukommen. Nach dem Königsteiner Schlüssel müssen in Essen knapp 450 Jugendliche aufgenommen werden, perspektivisch fehlen also noch weitere Plätze.

„Als erstes darf der Jugendliche natürlich erst einmal in Ruhe hier ankommen."

Welche Einrichtungen stehen zurzeit über newland hinaus zur Verfügung?

Jörg Lehmann: Das DomiZiel des SkF bietet acht Plätze ausschließlich für weibliche Jugendliche. Ansonsten werden alle zur Verfügung stehenden Plätze in den Jugendhilfeeinrichtungen genutzt, zudem stehen rund 175 Überbrückungsplätze unterschiedlicher Anbieter zur Verfügung.

Wie kommen die Jugendlichen denn überhaupt ins newland?

Stefanie Dietz: Alle Jugendlichen, die die Bundespolizei oder die örtliche Polizei aufgreift, werden den zuständigen kommunalen Jugendämtern gemeldet. Diese legen dann im Rahmen einer sogenannten „Inaugenscheinnahme" – also anhand eines Gesprächs und eventueller Dokumente – das Alter des Jugendlichen fest. Handelt es sich um einen Minderjährigen, wird er dann über das bundesweite Verfahren nach dem Königsteiner Schlüssel über das Landesjugendamt einem lokalen Jugendamt zugeteilt. Da wir in Essen den Schlüssel noch nicht erfüllt haben, bleiben die meisten Jugendlichen, die hier eintreffen, auch in Essen.

Nadja Martella: Zurzeit gibt es zuweisende Jugendämter, wie etwa in Frankfurt, die die geforderte Aufnahmequote bereits erfüllt haben, und die an aufnehmende Städte, wie etwa Essen, weitervermitteln.

Was findet der Jugendliche denn dann im newland vor?

Stefanie Dietz: Normalerweise sind wir ja vorab darüber informiert, wenn neue Bewohner kommen und sind dann bei der Neuaufnahme darum bemüht, auch direkt einen Sprach- und Kulturmittler und eine pädagogische Kraft einzubinden. Als erstes darf der Jugendliche natürlich erst einmal in Ruhe hier ankommen und ihm wird erklärt, wo er hier ist – was den meisten verständlicherweise ja überhaupt nicht klar ist. Er bekommt dann sein eigenes Zimmer, saubere Kleidung, Hygieneartikel und natürlich auch ausreichend zu essen, um erstmal die Grundbedürfnisse zu befriedigen.

Trägerübergreifende Doppelspitze: Nadja Martella vom SkF leitet das newland gemeinsam ...

Wie sind die Jugendlichen denn untergebracht, hat jeder Bewohner ein eigenes Zimmer?

Stefanie Dietz: Im newland haben wir insgesamt 20 Doppel- und zehn Einzelzimmer, wobei viele der Jugendlichen allerdings gar nicht allein untergebracht sein möchten.

„Wir arbeiten mit einem Team, das multiprofessionell zusammengestellt ist."

Jörg Lehmann: Viele der jungen Menschen sind tatsächlich froh darüber, nicht in Einzelzimmern wohnen zu müssen – häufig auch aufgrund von traumatisierenden Erlebnissen in den Herkunftsländern oder während der Flucht.

Stefanie Dietz: Oft kommen die Jungen hier auch schon in Gruppen zu zweit oder zu dritt an und wünschen sich dann natürlich auch, mit diesen Personen gemeinsam untergebracht zu werden.

Wie ist die Clearingstelle newland denn eigentlich personell ausgestattet?

Nadja Martella: Wir arbeiten hier mit einem Team, das klassisch multiprofessionell zusammengestellt ist. Also mit einem Mix aus Fach- und Hilfskräften, mit Verwaltungs- und Hauswirtschaftskräften und natürlich unsere pädagogischen Teams mit Sozialpädagogen, Sozialarbeitern und Erziehern. Unsere Psychologen kümmern sich um die mentale Stabilität der Jugendlichen, der Soziale Dienst insbesondere um die Asylverfahren. Zudem gehören auch die bereits angesprochenen Sprach- und Kulturmittler fest zu den Teams, die durchgehend im Dreischicht-System arbeiten.

Jörg Lehmann: Die Mitarbeiterteams werden zudem von den gesetzlich bestellten Vormündern unterstützt, die vom SkF über eine Vereinsvormundschaft eingesetzt werden und die auch direkt hier im Haus gemeinsam mit den Jugendlichen arbeiten.

Nadja Martella: Bisher haben etwa 30 der Jugendlichen einen gesetzlich zuständigen Vormund zugewiesen bekommen, für die übrigen ist bisher noch das Jugendamt zuständig.

Gibt es innerhalb der Wohngruppen Unterschiede hinsichtlich der Konzepte oder der Zuständigkeiten der beiden Träger?

Nadja Martella: Neben den drei Wohngruppen, die wir mit bis zu 15 Plätzen belegen dürfen, bieten wir noch fünf zusätzliche Plätze zur Inobhutnahme. Innerhalb unserer drei gleich konzipierten Gruppen sind wir darum bemüht, möglichst autark zu arbeiten, sind aber auch so aufgestellt, jederzeit in den anderen Gruppen aushelfen zu können.

„Es ist allerdings so, dass wir noch nicht alle Stellen besetzt haben."

Stefanie Dietz: Organisatorisch gesehen ist das Personal genau zu jeweils 50 Prozent zwischen den beiden Trägern aufgeteilt. Innerhalb der Einrichtung arbeiten wir auch mit gemischten Teams, wobei die gemeinsame Leitung von Frau Martella und mir für alle Mitarbeitenden verbindlich ist – außer es geht tatsächlich einmal um rein trägerinterne Fragen und Verfahren.

Jörg Lehmann: Eine formale Festlegung gibt es allerdings: Im Rahmen der Belegungslegende müssen die einzelnen Zimmer gegenüber dem Landesjugendamt jeweils einem konkreten Verband zugeordnet sein.

„Tatsächlich ist das Handy mit das Einzige, mit dem die Jugendlichen hier ankommen."

Nochmal zum Thema Personal: Wie hoch ist denn die Betreuungsdichte und wie sind Sie zurzeit besetzt?

Jörg Lehmann: Bei Vollbesetzung arbeiten wir hier mit einem Schlüssel von 1 zu 1,24, also in etwa so, wie in unserem Aufnahmeheim.

Nadja Martella: Im Bereich der pädagogischen Mitarbeitenden ist es allerdings so, dass wir noch nicht alle Stellen besetzt haben – und das bei Vollbelegung. Wir sichern zurzeit also erst einmal die Mindestanforderungen, können aber unsere personellen Möglichkeiten leider noch nicht vollständig ausschöpfen. Aber mit jedem neuen Mitarbeitenden schaffen wir Entlastung und zusätzliche Optionen.

Wie gestalten sich denn die räumlichen Rahmenbedingungen im und um das newland herum?

Nadja Martella: Von den Räumlichkeiten her leben wir hier in einem ehemaligen Internatsbereich mit Gemeinschaftsräumen und -küchen, die natürlich durchaus etwas großzügiger gestaltet sein könnten. Andererseits profitieren wir dadurch aber auch sehr von der guten Kooperation mit dem Kolping-Berufsbildungswerk und den freizeitpädagogischen Möglichkeiten, die sich durch das große Außengelände oder etwa auch durch die hauseigene Kegelbahn und das Billard-Café ergeben.

Jörg Lehmann: Die Einrichtung verfügt zudem durchgehend über W-LAN, was für die Jugendlichen natürlich besonders wichtig ist. Zudem haben wir auch einen Gebetsraum eingerichtet, den die Jungen nutzen können.

Nadja Martella: Tatsächlich ist das Handy neben der Kleidung am Leib mit das Einzige, mit dem die Jugendlichen hier ankommen. Und die Frage nach dem Internet ist – gefolgt von dem Wunsch, deutsch zu lernen – eine der ersten Äußerungen der Jugendlichen, um eben den Kontakt nach Hause wiederherzustellen. Wir unterstützen den telefonischen Kontakt dann auch, weil die Jugendlichen teilweise monatelang nichts

von ihren Familien gehört haben und sich natürlich – wie umgekehrt genauso – Sorgen machen, ob zu Hause alles OK ist.

Wie reagieren die Jugendlichen denn generell auf die Unterbringung im newland?

Stefanie Dietz: Das ist doch schon sehr unterschiedlich, da die Jugendlichen bis hierher häufig völlig selbstständig unterwegs gewesen und dadurch auch ein Stück erwachsen geworden sind. Für uns ist es dann ein Balanceakt, sie hier in ein Jugendhilfe-System zu integrieren. Um einerseits die Sicherheit und Struktur zu vermitteln, die sie nun einmal benötigen, um hier später leben zu können. Aber sie andererseits auch nicht so zu beschneiden, dass sie den Drang verspüren, wieder auszubrechen. Das ist für uns alle hier schon eine der wesentlichen Herausforderungen.

„Viele haben die Vorstellung: ich komme nach Deutschland und alles wird gut."

Nadja Martella: Auf jeden Fall. Ihnen eben auch den Raum zu geben, wieder Kind, wieder Jugendlicher zu sein, was sie ja im Alter zwischen 13 und 17 Jahren faktisch noch sind. Im Großen und Ganzen sind sie allerdings auch einfach unwahrscheinlich dankbar für all das, was wir ihnen hier geben können: für die eine Jogginghose, für das Duschgel, für das Essen, dafür, dass sie hier erst mal zur Ruhe kommen können und dann auch mithelfen dürfen. Was schwerer zu vermitteln ist, ist die vermutliche Dauer des Aufenthalts im newland, die vorgesehenen drei bis sechs Monate, um dann den nächsten Schritt zu gehen.

Stefanie Dietz: Natürlich sind die Jungen an dieser Stelle sehr ungeduldig, etwa bei den Verfahren der Ausländerbehörde oder des Gesundheitsamts, die ihnen einfach nicht schnell genug gehen.

Nadja Martella: Viele von ihnen haben ja auch die Vorstellung: ich komme nach Europa, nach Deutschland, und alles wird gut. Hier kann ich zur Schule gehen, Arzt werden und bekomme all das, was es zu Hause nicht gibt. Bei uns kommen sie nun zunächst erstmal auf den harten Boden der Realität und haben zudem das Gefühl, das von allen Seiten her jemand an ihnen zieht – das führt auch zu Unverständnis und Frustration.

Stefanie Dietz: Erst einige unserer Bewohner, die sich zudem auch schon seit längerer Zeit in Deutschland befinden, besuchen inzwischen eine Seiteneinsteigerklasse in der Schule – allein daran sieht man schon die Zeitspannen, die hierfür zurzeit noch notwendig sind.

... mit Stefanie Dietz vom Diakoniewerk.

Wie reagieren die Jugendlichen denn auf diese Situation und welche Perspektiven können Sie ihnen konkret bieten?

Nadja Martella: Es gibt in Einzelfällen natürlich Jugendliche, die uns schnell wieder verlassen und dies zum Teil auch vorher schon ankündigen, weil sie etwa nach Schweden wollen. Wir können und dürfen diejenigen ja hier auch gar nicht festhalten und wenn das dann der Fall ist, melden wir dies dem Jugendamt.

Jörg Lehmann: Wir versuchen natürlich, die Jugendlichen wenn möglich an den Arbeitsmarkt heranzuführen – beispielsweise anhand von Praktika über das KBBW und die Kontaktaufnahme zur Kreishandwerkskammer. Entscheidend ist es zudem, im Laufe der Clearingphase eine geeignete Anschlussmaßnahme zu finden, damit das verabredete System auch funktioniert. Zurzeit stehen wir hier in Essen noch vor der Problematik, dass alle stationären Jugendhilfeplätze voll belegt sind und wir hier zusätzliche Kapazitäten benötigen, damit die vorgesehene Vermittlung gewährleistet werden kann. Da hoffen wir natürlich, dass die Träger hier in Essen noch weiter aktiv werden.

Jugendhilfe-Experte: Jörg Lehmann ist der für das newland zuständige Geschäftsbereichsleiter des Diakoniewerks.

„Entscheidend ist es, eine geeignete Anschlussmaßnahme zu finden."

Welche zusätzlichen Anschlussmodelle sind denn überhaupt vorstellbar?

Nadja Martella: Grundsätzlich gilt es natürlich herauszufinden, wer von den Jugendlichen tatsächlich in der Lage sein wird, eigenständig zu wohnen oder ins betreute Wohnen zu wechseln. Für einen ganz kleinen Teil kommt eventuell auch die Unterbringung in einer Gastfamilie in Frage. Und auch im Bereich der Jugendhilfe muss man genau hinschauen, wie ein geeigneter Anschluss überhaupt aussehen kann.

Eröffneten gemeinsam das „newland“: Andreas Konze, Geschäftsführer des Kolping-Berufsbildungswerks, Geschäftsführer Joachim Eumann (Diakoniewerk Essen), SkF-Geschäftsführer Dr. Björn Enno Hermans, Sozialdezernent Peter Renzel, Jugendamtsleiterin Anette Berg, Geschäftsbereichsleiter Jörg Lehmann (Diakoniewerk Essen) und SkF-Geschäftsführerin Claudia Mandrysch (von links).

Aus welchen Ländern kommen die zurzeit im newland lebenden Jugendlichen eigentlich genau?

Stefanie Dietz: Die Mehrheit der Bewohner kommt aus Afghanistan, zudem wohnen bei uns derzeit sieben Syrer und einige Afrikaner.

Gibt es denn schon erste Erfolgserlebnisse, die die Sie mit Ihrem Team hier erleben?

Nadja Martella: Also wenn man sieht, wie schnell die Jungen in der Lage sind, unsere Sprache zumindest zu verstehen, ist das schon ein tolles Erlebnis. Und auch, wie sie sich hier langsam zurecht finden und dann zum Beispiel beim Training des örtlichen Fußballvereins oder Ruderclubs teilnehmen.

„Inzwischen merkt man, dass die Jugendlichen sich hier sicher und wohl fühlen.“

Stefanie Dietz: Oder wie sie hier vor Ort die Angebote des Berufsbildungswerks nutzen, etwa die gemeinsamen Weihnachtsfeiern und Karnevalspartys mit den Internatsschülern. Dadurch lernen die Jungen auch, sich in einem sicheren Umfeld zu bewegen und Kontakte mit deutschen Jugendlichen zu knüpfen.

„Es ist wichtig, die geltenden ethischen und moralischen Werte zu vermitteln.“

Nadja Martella: Inzwischen merkt man zudem ganz deutlich, dass die Jugendlichen sich hier sicher und wohl fühlen. Früher sind alle Türen zugegangen, wenn Gäste da waren – heute kommen die Jungs auch von selbst aus ihren Zimmern und geben den Besuchern die Hand. Eben deshalb, weil sie genau wissen: hier passiert mir erstmal nichts.

Stefanie Dietz: Wir Mitarbeitenden werden auch immer wieder zum Essen eingeladen, wenn auf den Etagen gekocht wird. Die Jugendlichen sind dann ganz stolz, wenn sie uns auf Deutsch zu einem typisch afghanischen oder syrischen Essen einladen können. An so einem bunten und multikulturellen Ereignis teilzunehmen, ist für uns natürlich eine ganz besondere Freude. Zudem sind sie unglaublich dankbar, sehr motiviert und probieren viel aus – außer Schweinefleisch natürlich, und Grünkohl und Rosenkohl ist bisher auch nicht so ihr Ding.

An welcher Stelle erleben Sie denn Konflikte und wie gehen Sie damit um?

Nadja Martella: Auch aufgrund der unterschiedlichen Nationalitäten gibt es immer mal wieder Problematiken im täglichen Zusammenleben – etwa was die Essenssituation oder die Hygienevorstellungen in den Sanitäranlagen betrifft.

Stefanie Dietz: Deshalb sind wir sehr darum bemüht, auch hier direkt vor Ort immer mehr attraktive gemeinsame Freizeitangebote vorzuhalten, wie etwa Kickerturniere oder Backnachmittage. Und je mehr uns das gelingt, desto weniger anfällig sind die Bewohner für Irritationen von innen und außen.

Eine letzte Frage: Wie gehen die jungen Männer denn eigentlich mit zwei weiblichen Leiterinnen um?

Nadja Martella: Klar, das Frauenbild ist in den jeweiligen Heimatländern zwar schon etwas anders, aber die Leitungsfunktion und die damit verbundene Autorität wird hier ganz deutlich vermittelt – auch mit der klaren Ansage, dass Macho-Verhalten hier natürlich überhaupt nicht akzeptiert wird.

Jörg Lehmann: An diesem Beispiel wird exemplarisch deutlich, wie wichtig es ist, im newland auch die hierzulande geltenden ethischen und moralischen Werte zu vermitteln, damit die Jugendlichen überhaupt einmal in der Lage sein werden, sich in unserer Kultur einigermaßen zurechtzufinden.

Das Interview führte Bernhard Munzel.

Insgesamt 50 Plätze stehen in dem Gebäude auf dem Gelände des Kolping-Berufsbildungswerks (KBBW) zur Verfügung.

SkF Sozialdienst katholischer Frauen Essen-Mitte e.V.

Diakoniewerk Essen

Omid und Reza: „Unser Hobby ist Lernen“

Die Jungen lachen, es ist eine herzliche, unkomplizierte Begrüßung. Obwohl die Dolmetscherin erst in einer halben Stunde eintreffen wird, beschließen wir, mit dem Interview zu beginnen. Omid und Reza sprechen ganz gut Englisch und auch ihr Deutsch ist für die kurze Zeit, die sie erst in Deutschland leben, beachtlich. Immer wieder schaut Reza auf meine Notizen, will wissen, wie ein Wort geschrieben wird. Sowohl der im Iran geborene Omid, als auch der aus Afghanistan stammende Reza sind vor knapp fünf Monaten als sogenannte unbegleitete minderjährige Asylsuchende nach Deutschland gekommen.

Beide sind vom Iran aus gestartet, wohin ihre Familien schon vor Jahren geflüchtet waren, in der Hoffnung, dort ein sicheres und besseres Leben beginnen zu können. Der inzwischen 18-jährige Omid hat allein mit seiner Mutter in Teheran gelebt. Um eine Zukunft zu haben, hat er sich irgendwann aufgemacht – allein, mit jeder Menge Sehnsucht aber auch viel Heimweh im Gepäck. Der 16-jährige Reza hat mit seinen Eltern und seinen vier Geschwistern in Qom gelebt, dort die afghanische Schule besucht. Vierzehn Jahre ist es her, dass seine Familie Afghanistan verlassen hat, doch das Leben im Iran bot keine echte Perspektive, eine Rückkehr in die Heimat war undenkbar. So blieb nur die Flucht nach vorn. Auch Reza macht sich nur von einem Freund begleitet auf den Weg. „Meine ganze Familie mitzunehmen, das wäre unmöglich gewesen, viel zu gefährlich“, erzählt Reza. „Meine älteste Schwester hat drei kleine Kinder.“ Er selbst noch einen jüngeren Bruder.

Zu Fuß laufen die Jungen vom Iran in die Türkei. Von dort geht es weiter über das Mittelmeer nach Griechenland und irgendwie kommen sie nach ein paar Tagen schließlich mit dem Zug in München an und verstehen erstmal nur ‚Bahnhof‘. „Das Bayrisch“, lächelt Reza, „konnte ich überhaupt nicht verstehen.“ Doch sowohl Reza und sein Freund als auch Omid bleiben ja nicht lange in der bayrischen Hauptstadt. Schon bald kommen sie nach Essen in die Clearingstelle newland. Hier sollen sie erst einmal zur Ruhe kommen und dann gemeinsam mit den Mitarbeitenden herausfinden, wie es für sie weitergehen kann. Wie sieht die Bleibeperspektive aus? Welche Schulform ist die richtige? Welche Berufsausbildung können sie sich vorstellen?

So richtig zur Ruhe kommen, können und wollen die beiden nicht. Genauso wenig, wie sie mit mir länger über ihre Familien und die Gründe für ihre Flucht sprechen möchten. „Meine Familie ist das wichtigste in meinem Leben“, erklärt mir Reza. „Aber es ist nicht gut für uns, an die Familie zu denken. Es macht so großes Heimweh.“ Lieber konzentrieren sie sich auf ihre Zukunftspläne, lernen deutsche Grammatik und Vokabeln.

Beide haben große Ziele. Reza hat die Empfehlung fürs Gymnasium bekommen und würde gern IT-Ingenieur werden. Omid wird, weil er ja bereits volljährig ist, seinen Schulabschluss auf dem Berufskolleg anstreben. Sein Traum: als Polizist zu arbeiten. Die Gesetze und Grundsätze eines Rechtsstaates interessieren ihn sehr. Ebenso wie Sport: Basketball, Schwimmen. Bei aller Freundlichkeit und Fröhlichkeit, die er in unserem Gespräch ausstrahlt, liegt in seinem Blick etwas Trauriges. Und wenn er einen Reisewunsch frei hätte, würde er ganz klar zu seiner Mutter in den Iran fliegen. Doch daran ist momentan nicht zu denken. Reza ist der Witzbold, das typische Mittelkind, lustig und kommunikativ. Sein Deutsch ist so gut, weil er jeden, der sich anbietet, in ein Gespräch verwickelt. Reden hilft. Auch gegen bedrückende Gedanken. Was ihm an Deutschland besonders aufgefallen ist, frage ich ihn. Die Menschen seien so „open-minded“, antwortet er, „das gefällt mir.“

Omid würde am liebsten Polizist werden. Gesetze hüten und für Rechte eintreten, das interessiert ihn.

Reza bringt die Leute um sich herum gerne zum Lachen. Beruflich stellt er sich aber ein Leben mit Computern vor — später möchte er gerne als IT-Ingenieur arbeiten.

Das Heinrich-Held-Haus in Essen-Überruhr setzt sich für einen bewussten Sterbeprozess ein.

Dem Sterben Raum geben: Palliative Care im Heinrich-Held-Haus

Darf bei Ihnen gestorben werden?“ Mit dieser Frage startet Diplom Sozialwissenschaftler und Palliative Care-Ausbilder Stephan Kostrzewa gern in die Zusammenarbeit. Denn die Antwort auf diese Frage sagt viel darüber aus, wie weit eine Einrichtung bereits darauf vorbereitet ist, Menschen einen Ort zu bieten, an dem sie ihr Leben beenden dürfen. Im Heinrich-Held-Haus, einer Pflegeeinrichtung für Menschen mit und ohne geistige Behinderung, beantwortete das Team diese Frage mit einem überzeugten: „Ja!“ Ja, das Heinrich-Held-Haus soll ein Haus sein, in dem die Bewohnerinnen und Bewohner bis zu ihrem Lebensende bleiben können. Ja, wenn irgendwie möglich, soll niemand zum Sterben in ein Krankenhaus müssen.

„Um dem Sterben einen Raum zu geben und den Tod ins Leben zu integrieren, muss das ganze Haus diese Idee mittragen.“

Um besser vorbereitet zu sein, entschied das Team vor zwei Jahren gemeinsam, sich im Bereich Palliative Care fortzubilden und damit die Grundlage für ein neues Konzept zu schaffen, das schließlich in eine Hausphilosophie münden sollte. Palliative Care erfordert eine Haltung, die von möglichst vielen Mitarbeitenden mitgetragen werden sollte. „Darum war es uns auch wichtig, dass wirklich alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von der externen Reinigungskraft bis zur Leitung, geschult werden“, erzählt Einrichtungsleiterin Angelika Hardenberg-Ortmann.

Der Kontakt zu dem Mülheimer Altenpfleger und Palliativ Care-Fachmann Stephan Kostrzewa war schon ein paar Jahre zuvor entstanden und so freute Angelika Hardenberg-Ortmann sich, als vor zwei Jahren aus einer Idee endlich eine konkrete Zusammenarbeit werden konnte. Schon die erste Ist-Analyse stimmte positiv. Das Team des Heinrich-Held-Hauses schien bereit, sich dem Thema „Sterben“ zu öffnen, bewertete die eigene Abschiedskultur bereits als „gut“. Doch besonders im medizinisch-pflegerischen Bereich gab es noch große Unsicherheiten. Wie lassen sich Symptome richtig deuten, was ist zu tun, wenn Bewohnerinnen und Bewohner Schmerzen haben oder an Luftnot leiden?

„So großartig es sein mag: ein neues Konzept ist kein Selbstläufer. Wer es sichern will, muss dran bleiben.“

In insgesamt sieben Fortbildungsmodulen wurden die Mitarbeitenden über einen Zeitraum von zwei Jahren geschult. Diese umfassten spirituelle und psychosoziale Aspekte wie Sterbebegleitung und Abschiedskultur sowie eher medizinisch pflegerische Themen: Schmerz, palliative Maßnahmen und Symptomkontrolle. Demenz und geistige Behinderung, basale Stimulation und palliative Fallarbeit.

Gelungene Veranstaltung: Unterstützt vom eigenen Team und in enger Zusammenarbeit mit zahlreichen Experten organisierte Einrichtungsleiterin Angelika Hardenberg-Ortmann (Mitte) die Fachtagung im Heinrich-Held-Haus.

Zusätzlich wurde eine Steuerungsgruppe gebildet, die nach jedem Modul dafür verantwortlich war, die Inhalte in die Alltagspraxis des Hauses umzusetzen und eine nachhaltige Verankerung zu sichern. „Bei aller Begeisterung sind wir nicht blauäugig“, bekräftigt Angelika Hardenberg-Ortmann. „Standards, die man dauerhaft erhalten will, müssen kontrolliert werden.“

Gutes festigt sich und wird noch besser, wenn es eine Kultur gibt, auch mit Fehlern umzugehen. Die Diakonin Ina Wilde, die seit November 2015 im Haus arbeitet und Bewohnerinnen und Bewohner, Angehörige und Mitarbeitende begleitet, hat darum Reflektionsgespräche initiiert. Nach jedem Todesfall wird nun mit den Teams ausgewertet, wie das Sterben und die Begleitung abgelaufen sind und was besser hätte laufen können. Für einige Mitarbeitende eine ganz neue und zunächst ungewohnte Erfahrung. Doch auch ein spannender Austausch. Welche Vorstellungen hat mein Kollege von einem gelungenen Abschied? Was heißt es, einen verstorbenen Bewohner aus dem Haus zu begleiten – noch bis zur Haustür mitzugehen oder eigenhändig die Tür des Leichenwagens zu schließen?

Palliative Care ist Teamarbeit

Palliative Care ist ein Gemeinschaftsprojekt, das nur eingebettet in ein größeres Netzwerk wirklich tragfähig ist. „Wir haben darum aktiv Kontakte gesucht“, erklärt Angelika Hardenberg-Ortmann, „so zum Beispiel zur Hospizbewegung.“ Zwei Mitarbeitende des Heinrich-Held-Hauses lassen sich derzeit zu ehrenamtlichen Hospizbegleitern ausbilden. Apotheker Peter Manz und Hausarzt Dr. Thomas Schöpper, selbst Palliativmediziner, wurden eng in das Konzept und als Mitglieder der Steuerungsgruppe eingebunden. Aber auch zur evangelischen Kirchengemeinde Essen-Überruhr besteht ein intensiver Kontakt, sei es im direkten Austausch mit den Pfarrern Markus Pein und Martin Prang oder im Diakonieausschuss. Regelmäßig besuchen Bewohnerinnen und Bewohner die Gottesdienste in der Stephanuskirche und zu Pfingsten feiern Haus und Gemeinde

Individuelle Gestaltung des letzten Lebensabschnitts: Sozialdienstleiterin Daniela Fritsch (Bild unten, rechts) nimmt die Erwartungen und Wünsche von neuen Bewohnern auf.

traditionell einen gemeinsamen Diakonie-Open-Air-Gottesdienst. Angestoßen von Pfarrer Martin Prang gibt es derzeit sogar die Idee, dem Heinrich-Held-Haus auf dem Friedhof der Gemeinde einen eigenen Bereich im Sinne einer Familiengrabstätte zur Verfügung zu stellen. Viele Bewohnerinnen und Bewohner leben bereits seit vielen Jahren im Haus und fühlen sich hier beheimatet. Ihnen diesen Ort über den Tod hinaus zu bieten – insbesondere denen, die keine Angehörigen mehr haben und anonym bestattet werden – wäre ein beruhigender Gedanke.

„Die Beschäftigung mit dem Tod hat uns gut getan."

Am 5. November 2015 wurde das neue Hospiz- und Palliativgesetz verabschiedet. Spätestens Anfang 2017 wird es in die Umsetzung gehen. Palliativ Care wird damit ein ausdrücklicher Bestandteil der Regelversorgung der gesetzlichen Krankenversicherung. Dann werden Pflegeeinrichtungen ein palliatives Beratungs- und individuelles Versorgungskonzept zur medizinischen, pflegerischen, psychosozialen und seelsorgerischen Betreuung in der letzten Lebensphase vorhalten müssen – sei es aus eigener Kraft, oder in Zusammenarbeit mit Palliativmedizinern und der ambulanten Hospizbewegung.

Das Heinrich-Held-Haus, eine Modelleinrichtung für pflegebedürftige Menschen mit individuellem Hilfebedarf, war also mit der Entscheidung, sich in diesem Bereich zu qualifizieren, der Zeit voraus. Doch das ist nicht der einzige Grund, warum Leitung und Team diese Entscheidung

Das neue Buch der Erinnerung lädt zum Blättern ein und ermöglicht Trauernden, sich in Wort und Bild auszudrücken.

nicht bereut haben. Die Berührungsängste mit dem Thema Tod und Sterben haben während des zweijährigen Prozesses deutlich abgenommen. „Überhaupt ist die Kommunikation offener geworden", stellt Pflegedienstleiterin Carola Höß fest. Viele Mitarbeitende berichten, wie sehr sie von den Fortbildungen im beruflichen und auch im familiären Kontext profitieren. Plötzlich ist es möglich, mit den eigenen Eltern über den Tod zu sprechen. Und auch die Bewohnerinnen und Bewohner und deren Angehörige spüren eine Veränderung.

„Ein gutes Palliative Care-Konzept beginnt mit dem Augenblick, in dem ein Bewohner ins Haus einzieht", erläutert Einrichtungsleiterin Angelika Hardenberg-Ortmann. Im Grunde genommen ist es ein Lebenskonzept, das Lebensqualität und Lebensfreude bis zum Ende erhalten möchte. Darum ist es so wichtig, sich mit den kleinen Dingen zu beschäftigen. Welche Musik hört jemand gern? Was ist das Lieblingsgetränk? Welche Farben werden bevorzugt, welche Gerüche? Auf welcher Seite schläft sie oder er am liebsten? Wenn jemand krankheitsbedingt nicht mehr sprechen kann, kann dieses Wissen schnell essenziell werden. Sich als individueller Mensch wahrgenommen zu fühlen bis zum Ende – auch das ist Palliative Care. Und sie geht sogar über den Tod hinaus, zum Beispiel in Form von speziellen Veranstaltungen für Angehörige. Denn auch für sie ist das Heinrich-Held-Haus ein Ort, der sie über eine lange Zeit ihres Lebens begleitet, an dem sie die Mutter oder den Vater, Tochter, Sohn, Schwester, Bruder, Tante, Onkel besuchen. Und vielen Angehörigen hilft es in ihrer Trauerarbeit, wenn die Türen zu diesem Ort auch nach dem Tod noch ein Stück weit geöffnet bleiben.
Julia Fiedler

Stephan Kostrzewa

Stephan Kostrzewa ist Diplom Sozialwissenschaftler, Altenpfleger und Organisationsberater. In der Begleitung von Projekten fiel ihm immer wieder auf, dass „klassische" Konzepte der Behindertenarbeit eine Palliativarbeit bisher weitgehend ausgeklammert haben. Doch Menschen mit geistiger Behinderung werden älter und sie sterben. Für Stephan Kostrzewa Anlass, sich dieses Themas intensiver anzunehmen. 2013 veröffentlichte er im Hans Huber Verlag das Buch „Menschen mit geistiger Behinderung palliativ pflegen und begleiten". Aktuell untersucht er im Rahmen einer Doktorarbeit, wie gut Hausärzte auf die palliative Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung vorbereitet sind.

Geschäftsbereichsleiterin Silke Gerling (links) eröffnete die Tagung, bei der Palliativmediziner Dr. Christoph Gerhard (rechts) für ein erweitertes Palliativverständnis warb.

„Wenn nichts mehr zu machen ist, gibt es noch viel zu tun…“

Unter diesem Motto fand am 14. April im Heinrich-Held-Haus die 1. Essener Fachtagung für die palliative Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung statt. Ein gelungener Mix aus Vorträgen, Zeit zum gemeinsamen Austausch und Workshops erwartete die 65 Teilnehmenden aus regionalen und überregionalen Einrichtungen und Institutionen. Was Palliative Care vor allem braucht, sei eine „suchende Haltung“, erklärte Dr. Christoph Gerhard in seinem Einführungsvortrag. Versorgungsbedarfe müssen erkannt werden, was gerade bei Menschen, deren Kommunikationsfähigkeiten aufgrund einer Demenz oder einer geistigen Behinderung eingeschränkt sein können, nicht leicht sei. Genau deshalb aber ist ein Austausch, eine Vernetzung und Sensibilisierung aller Beteiligten so notwendig und hilfreich. Denn nur dort, wo Hilfebedarf gesehen wird, kann auch Hilfe eingefordert werden und der Palliativgedanke seinen lebendigen Niederschlag in möglichst vielen Einrichtungskonzepten finden.

Umfassende Qualifizierungsreihe: In insgesamt sieben Fortbildungsmodulen wurden die Mitarbeitenden von Diplom Sozialwissenschaftler Stephan Kostrzewa geschult.

Neuer Baustein im Hilfesystem: Aufsuchende Sozialarbeit eröffnet Wege aus der Innenstadt-Szene

Das Hilfesystem für Menschen in sozialen Notlagen ist in Essen gut aufgestellt. Neben der Bahnhofsmission als erste Anlaufstelle für Personen mit akutem Hilfebedarf bietet vor allem das Sozialzentrum Maxstraße eine breite Palette an Fachdiensten für wohnungslose, straffällige und suchtkranke Menschen. Je nach den individuellen Erfordernissen ermöglicht die bewährte Vernetzung der zuständigen Träger zudem die gezielte weiterführende Vermittlung in Notschlafstellen und geeignete Wohn- und Betreuungsangebote. Aber nicht wenige Menschen entziehen sich auch diesem Hilfesystem und suchen die zur Verfügung stehenden Beratungsangebote erst gar nicht auf. Deshalb wurde das Netzwerk Ende des letzten Jahres um den Baustein der aufsuchenden Sozialarbeit ergänzt – nicht zuletzt auch aufgrund der viel diskutierten Situation um die Szene am Willy-Brandt-Platz direkt gegenüber dem Essener Hauptbahnhof.

Was waren letztlich die Gründe dafür, dass die aufsuchende Sozialarbeit als zusätzlicher Arbeitsbereich im Rahmen der Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe installiert wurde?

Volker Schöler: Der Auslöser dafür war und ist vor allem die Situation auf dem Willy-Brandt-Platz gegenüber dem Essener Hauptbahnhof. Dort halten sich in Höhe des gläsernen Aufzugs in der Nähe des Handelshofs immer wieder Gruppen von Personen auf, was zum Teil der Bevölkerung, insbesondere aber den Einzelhändlern vor Ort, erheblich missfällt. Die Anzahl der Personen, die sich dort treffen, bewegt sich je nach Tages- und Jahreszeit zahlenmäßig etwa zwischen acht und 25 Menschen, die uns als Hilfsorganisationen auch weitgehend bekannt sind. Sie stehen dort quasi im Mittelpunkt des Großstadtlebens – am Tor zur Essener Innenstadt, wo eben auch die Versorgungsstruktur über den Hauptbahnhof und die Discounter recht gut ist. Da es in diesem Umfeld immer wieder zu Störungen kam, haben die Händler schließlich auch die verantwortlichen Akteure in Stadt und Politik darum gebeten, hier nach neuen Lösungen zu suchen.

Was wurde denn im Vorfeld unternommen, um die Situation zu ändern?

Volker Schöler: In einem ersten Schritt wurde bereits vor knapp zwei Jahren das „Pick-Up"-Projekt ins Leben gerufen. Als tagesstrukturierende Maßnahme soll Pick-Up einerseits Beschäftigung schaffen, dient aber auch dazu, die Plätze der Essener Innenstadt mit Hilfe dieses Personenkreises sauber zu halten. Da aber auch schnell klar wurde, dass dies nicht ausreicht, um die Situation am Willy-Brandt-Platz zu verändern, wurden wir als Verbände angefragt, um die Verlagerung der Szene sozialarbeiterisch zu unterstützen.

Wie lautet der Auftrag an die für das neue Projekt zuständigen Träger?

Volker Schöler: Der Trägerverbund besteht aus dem Diakoniewerk, dem Caritasverband und der Suchthilfe direkt, die alle über langjährige Erfahrung in diesem Arbeitsbereich verfügen. Wir haben mit der Stadt Essen gemeinsam das Konzept einer aufsuchenden Sozialarbeit entwickelt, die mit einer Vertragslaufzeit von zunächst zwei Jahren mit einer halben Stelle pro Träger ausgestattet ist. Die in diesem Fall drei weiblichen Mitarbeiterinnen sollen dabei regelmäßig die Szeneansammlungen in der gesamten Essener Innenstadt aufsuchen – und zwar nicht nur am Willy-Brandt-Platz, sondern etwa auch am Kopstadtplatz, am Weberplatz und am Waldthausenpark. Sie bieten den betroffenen Personen nun seit November letzten Jahres sozialarbeiterische Betreuung und motivieren auch dazu, den neuen Standort an der Hollestraße zu nutzen.

„Sie stehen dort quasi im Mittelpunkt des Großstadtlebens."

„Nach der Szeneerfassung stand der Beziehungsaufbau an erster Stelle."

Das Oberziel des Projekts besteht also in der Verlagerung der Szene vom Willy-Brandt-Platz zur Hollestraße?

Volker Schöler: Die Verlagerung der Szene ist letztendlich eine ordnungspolitische Maßnahme. Wir unterstützen den Prozess dadurch, dass wir versuchen, die Personen, die sich dort aufhalten, wieder oder überhaupt erstmalig an das Hilfesystem anzudocken. Um ihnen dann in den konkreten Lebenslagen, in denen sie sich gerade befinden, Hilfestellung anzu-bieten.

Vanessa Rotondo: Zunächst haben wir ab Anfang November eine Szeneerfassung durchgeführt. Also die Menschen vor Ort angesprochen, aus welchen Gründen sie sich dort treffen und wie ihre Lebenslage zurzeit aussieht. Wir haben den Personenkreis zunächst also erstmal

Regelmäßiger Austausch: Geschäftsbereichsleiter Volker Schöler, Bereichsleiterin Petra Fuhrmann und Sozialarbeiterin Vanessa Rotondo.

Geschäftsbereichsleiter Volker Schöler ist zuständig für den Bereich der Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe.

einmal kennengelernt, der Beziehungsaufbau stand an erster Stelle. Jetzt suchen wir die Treffpunkte regelmäßig auf, sind ansprechbar für Fragen und bieten ihnen sozialarbeiterische Angebote, die sie annehmen können.

Sind sie dabei einzeln oder als Team unterwegs?

Vanessa Rotondo: Da wir drei Frauen sind, haben wir uns zunächst dafür entschieden, immer zu zweit zu gehen. Auch aus Sicherheitsgründen gegenüber einer Gruppe von Menschen, die man noch nicht kennengelernt hat. Mittlerweile ist es aber auch so, dass wir durchaus schon mal alleine gehen, da wir nun bekannt sind und von vielen bereits gegrüßt werden.

Auf was für Klientel treffen sie denn an den verschiedenen Plätzen?

Vanessa Rotondo: Das ist von Standort zu Standort sehr unterschiedlich. Am Willy-Brandt-Platz etwa ist viel Kommen und Gehen. Es gibt dort einen Kern von etwa einer Hand voll Personen, die man zu gewissen Uhrzeiten relativ häufig dort antrifft. Aber morgens sind dort andere Menschen als mittags. Ab dem Nachmittagsbereich gehen wir auf die Menschen dort auch nicht mehr zu, weil wir dann mit unserer Art der aufsuchenden Sozialarbeit nicht mehr viel bewirken können. Der Alkoholkonsum ist dann schon so hoch, dass die Personen häufig gar nicht mehr in der Lage sind, auf uns einzugehen. An den anderen Plätzen trifft man einen gewissen Kern von Personen, der sich dort regelmäßig aufhält.

„Im Prinzip bieten wir die Anbindung an das komplette Hilfesystem.“

Welche Rolle spielt dabei die Problematik des Drogenmissbrauchs?

Vanessa Rotondo: Ein Großteil der Szene wird morgens meist zentrumsnah in Essen aber auch in den umliegenden Städten substituiert und kommt dann über den Hauptbahnhof auch am Willy-Brandt-Platz vorbei. Einige sagen kurz „Hallo“ und gehen nach ein paar Minuten wieder, andere bleiben zwei Stunden.

Sind die Personen innerhalb der Beratungsdienste der beteiligten Träger bekannt?

Vanessa Rotondo: Einige Klienten waren unserer Kollegin von der Suchthilfe direkt bereits bekannt, und auch mir ging es durch meine Arbeit in der Straffälligenhilfe ähnlich. Dadurch war die Kontaktaufnahme auch leichter, vereinzelt kamen die Personen sogar von selbst auf uns zu. Mit den Menschen, die die Bahnhofsmission oder auch die Beratungsstelle für Wohnungslose aufsuchen, gibt es dagegen wenig Überschneidungen, da sie häufig bereits den Tagesaufenthalt im Sozialzentrum Maxstraße und die dort vorhandenen Angebote wie etwa die Kleiderkammer und das Arztmobil nutzen.

Was für Leistungen können Sie im Rahmen der aufsuchenden Sozialarbeit konkret anbieten?

Vanessa Rotondo: Im Prinzip bieten wir ihnen die Anbindung an das komplette

Sozialarbeiterin Vanessa Rotondo sucht gemeinsam mit zwei Kolleginnen die Szenen in der Essener Innenstadt auf.

Petra Fuhrmann leitet das Sozialzentrum Maxstraße, in dem vielfältige weiterführende Unterstützungsleistungen angeboten werden.

Hilfesystem an. Zunächst bedeutet dies die Aufklärung darüber, was für Hilfeleistungen überhaupt zur Verfügung stehen. Aber auch ganz spontane Angebote, etwa die direkte Begleitung zum JobCenter oder auch zu Behörden, um beispielsweise einen neuen Ausweis zu beantragen. Gerade dies sind Maßnahmen, die wir im Rahmen der Bürosprechstunden der Wohnungslosenberatung so adhoc bisher nicht anbieten konnten.

„Dadurch ist der Kopstadtplatz tagsüber bereits etwas leerer geworden ist.“

Wie offen erleben sie die Menschen, wenn sie ihnen vor Ort begegnen?

Vanessa Rotondo: Auch das ist ziemlich unterschiedlich. Am Kopstadtplatz, wo die Szene deutlich jünger ist als am Willy-Brandt-Platz, wurden wir schon fast mit offenen Armen empfangen. Dort konnte ich bis jetzt bereits viele Vermittlungen zur Straffälligenhilfe vornehmen, wodurch die Personen nun ihre Sozialstunden zur Vermeidung von Haftstrafen ableisten. Auch das hat dazu geführt hat, dass der Kopstadtplatz tagsüber bereits etwas leerer geworden ist. Am Willy-Brandt-Platz wird weniger das konkrete Angebot der Begleitung wahrgenommen – hier stellen die Menschen eher Fragen oder quatschen sich aus. Da ist die Barriere erheblich niedriger als in meinem Büro.

„Das bietet die Chance, sich tatsächlich auf Augenhöhe zu begegnen.“

Petra Fuhrmann: Diese Erfahrung machen wir immer wieder. Wenn man die Menschen mal in einem anderen Umfeld und in einer anderen Atmosphäre außerhalb der Beratungssituation in unseren Büros antrifft, ist es für den Einzelnen viel leichter, sich zu öffnen und seine Problematik zu schildern. Sei es in der Stadt, bei Freizeitangeboten oder auch im Rahmen unserer Weihnachtsfeiern. In einem anderen Kontext werde ich als Beraterin dann auch ganz anders wahrgenommen, als wenn ich hinter meinem Schreibtisch sitze. Das bietet die Chance, sich tatsächlich auf Augenhöhe zu begegnen.

Fühlten sich die Menschen denn durch ihr Erscheinen nicht auch ein Stück weit gestört?

Petra Fuhrmann: Am Anfang war es sicherlich schon ein bisschen so, dass wir als Störfaktor und Eindringlinge in einen fremden Sozialraum empfunden wurden. „Was wollen die denn hier, warum quatschen die uns auf einmal an?“ – da entstehen ja auch Ängste, die erstmal abgebaut werden müssen.

Worin liegen denn eigentlich die realistischen Ziele, die durch das Projekt zu erreichen sind?

Volker Schöler: Wie gesagt, die Szene allein durch sozialarbeiterische Aktivitäten von einem Ort zum anderen zu verlagern, ist illusorisch. Unsere Zielsetzung ist es vielmehr, den Menschen eine Anbindung an das Hilfesystem anzubieten – etwa auch durch tagesstrukturierende Maßnahmen und Beschäftigungsangebote. Und wenn

diese angenommen werden, sind die Personen tagsüber schon nicht mehr im öffentlichen Raum. Mit diesen flankierenden Tätigkeiten unterstützen wir die ordnungspolitische Zielsetzung einer möglichst vollständigen Verlagerung der Szene. Wenn durch die Beschäftigungsangebote – etwa in unserem Zentrum für Joborientierung – der Drang und die Notwendigkeit, sich auf der Straße aufzuhalten, geringer werden, entspricht dies natürlich genau unserer gemeinsamen Intention.

„Als weibliches Duo sind wir einfach auch auffällig."

Wie empfinden Sie die Ausstattung des Projekts und die trägerübergreifende Zusammenarbeit?

Vanessa Rotondo: Die trägerübergreifende Ausstattung mit drei halben Stellen gewährleistet für uns eine hervorragende Anbindung an das bestehende Hilfesystem. Auch die Konstruktion, in der Regel zu zweit loszugehen, hat sich gut eingespielt. Als weibliches Duo oder auch als Trio sind wir einfach auch auffällig – man erkennt uns schon vom Weiten und allein vom Erscheinungsbild her ist das viel effektiver, als wenn ich da alleine entlanglaufe und kaum wahrgenommen werde.

Wünscht man sich bei dem hohen Männeranteil in der Szene nicht manchmal auch einen männlichen Kollegen an der Seite?

Vanessa Rotondo: Am Anfang habe ich auch erst gedacht: ja, das wäre wahrscheinlich gar nicht schlecht. Aber schon nach den ersten Besuchen vor Ort war klar, dass das im Wesentlichen keinen Unterschied ausmacht.

Petra Fuhrmann: Der überproportionale Frauenanteil in der Sozialarbeit spiegelt sich ja auch hier in der Beratungsstelle wieder. Dabei spielen etwaige Sicherheitsaspekte eigentlich kaum eine Rolle, eher gibt es bestimmte Themen, bei denen schon mal ganz explizit ein männlicher Gesprächspartner gewünscht wird.

Wie läuft eigentlich die Information über ordnungspolitische Maßnahmen vor Ort?

Petra Fuhrmann: An dieser Stelle besteht eine enge Zusammenarbeit mit dem Ordnungsamt und der Ordnungsstreife. Hier findet ein regelmäßiger Austausch über die Entwicklungen in der Szene statt und die Ordnungskräfte sind für uns zur Not ständig erreichbar.

Vanessa Rotondo: Das Ordnungsamt kommt beispielsweise nicht, wenn wir gerade aktiv sind. Es ist in der Szene zwar bekannt, dass wir eng kooperieren, aber die Einsätze laufen völlig getrennt voneinander ab.

Volker Schöler: Das ist auch unbedingt erforderlich, gerade wenn die Präsenz wie zurzeit deutlich ausgeweitet wird.

Wie sehen denn die nächsten Phasen nach der Szeneerfassung und dem Beziehungsaufbau aus?

Volker Schöler: Das vorrangige Ziel ist es jetzt, möglichst viele Menschen zu erreichen und zumindest temporär an das Hilfesystem anzubinden und durch einen regelmäßigen Kontakt Hilfestellung und Unterstützung zukommen zu lassen. Je nachdem, wie sich das Projekt entwickelt und welche Erfolge es gibt, muss man nachsteuern – eventuell auch in der Gestaltung des Standorts Hollestraße. Hierzu sind wir mit Herrn Kromberg, dem Ordnungsdezernenten der Stadt Essen, im regelmäßigen Austausch.

„Ziel ist es, möglichst vielen Menschen Hilfestellung und Unterstützung zukommen zu lassen."

Wie steht es denn in der Szene um die Akzeptanz des Standorts Hollestraße als echte Alternative zum Willy-Brandt-Platz?

Vanessa Rotondo: Bisher hält sich dort noch niemand auf. Die Szene ist über die Zeitungsmeldungen aber gut über das Vorhaben informiert und wir haben auch überhaupt keine Scheu, dies in unseren Gesprächen direkt anzusprechen. Gefragt wird dann beispielsweise nach einer Toilette für Frauen, einer Überdachung und abwischbaren Sitzflächen, die ja auch noch nicht vollständig installiert sind.

Wie gestaltet sich eigentlich das Berichtswesen zur Entwicklung des Projekts?

Vanessa Rotondo: Die laut Kooperationsvereinbarung zu liefernden Dokumentationsbögen und Quartalsberichte geben wir an die jeweiligen Träger weiter, die die Ergebnisse dann in das zuständige Steuerungsgremium tragen. An deren Sitzungen sind neben den Trägern auch das Sozialamt, das Bauamt, das Ordnungsamt und die Polizei beteiligt.

„Meine große Hoffnung besteht darin, diesen Baustein auch mittelfristig zu erhalten."

Was würden Sie sich für die weitere Entwicklung des Projekts wünschen?

Vanessa Rotondo: Für uns wäre es natürlich ein großer Vorteil, wenn wir einen möglichst niedrigschwelligen Ort in der Nähe der Szene hätten, um eine temporäre Präsenz zu bestimmten Zeiten oder auch an Regentagen gewährleisten zu können. Also so etwas wie ein Wohnmobil etwa, von dem aus man agieren könnte und ansprechbar wäre, ohne dass der Personenkreis verwaltungsähnliche Räumlichkeiten aufsuchen müsste.

Petra Fuhrmann: Da arbeiten wir zurzeit auch schon an eventuellen Lösungsmöglichkeiten …

Volker Schöler: Wir wissen, dass der Erfolg dieser Arbeit nicht allein in Zahlen zu messen ist, sondern Effekte hat, die unterhalb aller Daten ablaufen aber für die Betroffenen von großer Bedeutung sind. Gerade die geschilderten Erfahrungen am Kopstadtplatz geben ja bereits erste Hinweise auf die konkreten Auswirkungen des Projekts. Aber uns ist auch klar, dass sich dieser Arbeitsbereich, der eigentlich zwingend zum klassischen Portfolio der Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe dazu gehört, nicht einfach zusätzlich und ohne eine entsprechende Ausstattung vernünftig darstellen lässt. Erst recht nicht vor dem Hintergrund, dass in der Beratungsstelle für Wohnungslose die Fallzahlen allein innerhalb der letzten fünf Jahre um 30 Prozent gestiegen sind.

Wie lautet Ihre Hoffnung für die Zukunft der aufsuchenden Sozialarbeit?

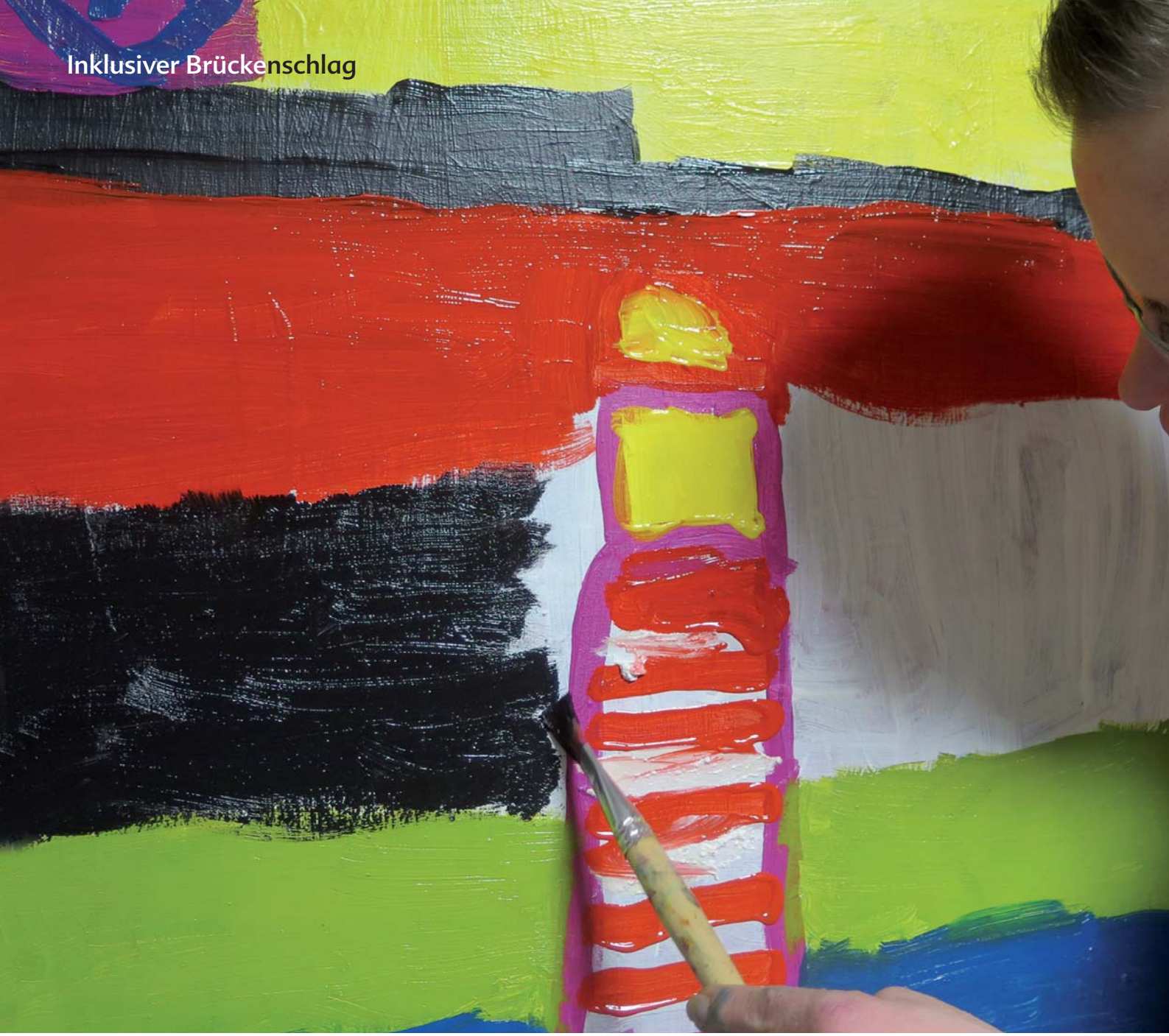
Volker Schöler: Meine große Hoffnung besteht darin, diesen Baustein, dieses Wissen und die Bezugsmöglichkeiten zur Szene auch mittelfristig zu erhalten. Dies wäre ungemein wichtig für das ganze Hilfesystem – gerade auch um die Menschen zu erreichen, die uns aus eigenem Antrieb heraus nicht aufsuchen würden.

Das Interview führte Bernhard Munzel.

SUCHTHILFE DIREKT Essen gGmbH

caritas Caritasverband für die Stadt Essen e.V.

Diakoniewerk Essen



Inklusiver Brückenschlag: Kunst, die verbindet

Es ist Winter, 19.00 Uhr, stockfinster, nasskalt und windig. Durch die Fenster der kleinen Kunstwerkstatt am Wilhelm-Becker-Haus aber leuchtet es einladend hell. Drinnen herrscht auf den ersten Blick ein mittleres Chaos. Da werden noch Tische geschoben, Stühle verrückt, Leinwände gesucht, Farben und Stifte verteilt. Es dauert einen kleinen Moment, bis alle für diesen Abend ihren Platz und das Material gefunden haben, mit dem sie sich die nächsten anderthalb Stunden beschäftigen wollen.

Mittendrin steht Anabel Jujol, freischaffende Künstlerin und Leiterin der Kunstwerkstatt, kümmert sich, lacht. Gleichzeitig begrüßt sie noch fünf Sonderpädagogik-Studentinnen der TU Dortmund, die an diesem Abend gekommen sind. Sie besuchen das inklusive Projekt, das Anabel Jujol an ihrer Uni vorstellen wird, um sich direkt vor Ort einen eigenen Eindruck bilden zu können.

Großes Interesse: Leiterin Anabel Jujol (rechts) erläutert den Sonderpädagogik-Studentinnen das Konzept der Kunstwerkstatt direkt vor Ort.

„Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Kunstwerkstatt malen gern zu zweit oder zu dritt an einem größeren Bild“, erklärt Anabel Jujol. Frank beispielsweise, ein Künstler mit sehr eigenwilligen Vorstellungen und Motiven, zeichnet gern und hat nichts dagegen, wenn einige seiner Zeichnungen von anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern koloriert werden. Eine Lockerheit, die unter Künstlern wohl eher selten zu finden ist. Überhaupt – eitel geht es hier gar nicht zu. Vielmehr erscheint diese Werkstatt als ein Ort, der Freiheit atmet.

Es geht es nicht um Therapieziele oder Leistung, hier zählt allein die Freude am eigenen Schaffen

Die Kunstwerkstatt am Wilhelm-Becker-Haus gibt es seit 2001. Initiiert wurde sie von Werner Cüppers, Künstler und damaliger stellverstretenden Einrichtungsleiter des Hauses, einer Wohneinrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung. Sie gab dem damals neugebauten Haus von Anfang an ein deutlich sichtbares Profil, stand und steht als mobiles Angebot aber auch den anderen Einrichtungen des Diakoniewerks offen.

Kunst ist ein Gemeinschaftserlebnis

Wobei ‚nur ansehen‘ eigentlich gar nicht geht und auch nicht im Sinne des Projekts wäre. Wer kommt, ist herzlich eingeladen, mitzumachen. „Ich freue mich immer, wenn Menschen hier ihre Angst vor dem weißen Blatt verlieren“, berichtet Anabel Jujol. Was hier zählt, ist die Freude am Schaffen. Es ist die Lust an der Wirkung von Farben und Linien auf einem Stück Papier oder einer Leinwand. Das Lieblingsmotiv von Martin sind Leuchttürme, die er mit Acrylfarben auf einen möglichst bunten Hintergrund setzt. „Wow, guck, guck“, ruft er und hüpft vor Begeisterung in die Luft, als er sieht, wie schön sich das Pink an seinen rot-weißen Turmklassiker schmiegt. Alle anderen freuen sich mit. Kunst ist ein Gemeinschaftserlebnis.

„Mein Traumberuf wäre Künstler mit einem eigenen Atelier“, wünscht sich Frank, der hier mit Anabel Jujol an einer Zeichnung arbeitet.

Gemeinsamer Gestaltungsprozess: In der Kunstwerkstatt arbeiten Menschen mit und ohne Behinderungen eng zusammen.

Ziel war es immer, einen Ort zu schaffen, an dem Menschen sich frei von Leistungsansprüchen und Förderzielen ausprobieren können. Was Kunst kann, gilt für alle Menschen – aber gerade Menschen mit eingeschränkten kommunikativen und sprachlichen Fähigkeiten gelingt es künstlerisch oft leichter, Erfahrungen und Erlebnisse kreativ zu verarbeiten und Emotionen auszuleben. Gleichzeitig ist Kunst ein guter Brückenschlag, um Menschen zusammenzubringen und zu verbinden.

Deshalb hat es in der Kunstwerkstatt immer das Bemühen gegeben, Kontakte zur Kunstszene zu knüpfen und mit den eigenen Werken an die Öffentlichkeit zu gehen. Im vergangenen Jahr hat es unter dem Titel „schön schräg“ eine Ausstellung im Landgericht Essen gegeben. In diesem Jahr will sich die Kunstwerkstatt auf jeden Fall wieder an der Essener „Kunstspur“ beteiligen. Dann werden Arbeiten von Künstlern aus der Kunstwerkstatt bunt gemischt mit Arbeiten anderer Künstler im Atelier von Anabel Jujol zu sehen sein. Die Begegnung im Atelier als Türöffner, der hilft, Berührungsängste zwischen Kunstliebhabern und Künstlern mit Behinderung abzubauen.

Wenn Christian nicht malen will, fotografiert oder filmt er gern. „Nun überlege ich, wie wir seine Bilder in den Katalog einfließen lassen können, der für dieses Jahr fest auf der Agenda steht“, meint Anabel Jujol. Dieser Katalog soll sowohl die Künstlerinnen und Künstler als auch die Arbeit der Werkstatt dokumentieren. Eine Idee, die gut ins Konzept passt, das nicht nur die Kunst sichtbar machen, sondern auch die Künstlerinnen und Künstler einen Schritt weit nach außen begleiten möchte. So fährt Anabel Jujol mit ihren Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu Ausstellungen, um gemeinsam anzuschauen, was andere Künstler so malen. Im Januar sind die neuen Büroräume des Arbeitsbereichs „Jugendhilfe und Schule“ mit Werken aus der Kunstwerkstatt verschönert worden. Die Künstler selbst kamen vorbei und verschafften sich bei Sekt und Häppchen einen eigenen Eindruck über die Wirkung ihrer Bilder. Und immer wieder nimmt Anabel Jujol auch Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit in ihr eigenes Atelier, wo sie in einer noch einmal ganz anderen Atmosphäre allein oder gemeinsam mit anderen Künstlern arbeiten können.

Julia Fiedler

Kunstwerkstatt
LUKAS

Diakoniewerk Essen e.V. (24 Mitarbeitende)

- **Qualitätsmanagement**
- **Öffentlichkeitsarbeit**
- **Bauprojekte**
- **Soziale Projekte**
- **Fortbildung**
- **Fachberatung für Kindertageseinrichtungen**
- **Soziale Servicestelle**
- **Ferienfreizeiten**
- **Freizeithaus Bremervörde**
- **Bahnhofsmission Essen**
- **Grüne Damen und Herren**
- **Seniorenwohnungen Warthestraße**
  · 16 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Kray**
  · 23 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Esmarchstraße**
  · 24 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen „Am Frommen Joseph“**
  · 16 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Margarethenhöhe**
  · 3 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Residenz an der Pieperbecke**
  · 62 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren

Diakoniewerk Essen Dienstleistungs- und Verwaltungsgesellschaft mbH (48 Mitarbeitende)

- **IT-Abteilung**
- **Abteilung Controlling**
- **Abteilung Finanzbuchhaltung**
- **Abteilung Personal- und Sozialwesen**
- **Abteilung Liegenschaften und Beschaffung**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Jugend- und Familienhilfe GmbH (386 Mitarbeitende, 224 Ehrenamtliche)

Kinder- und Jugendhilfe:

- **Aufnahmeheim und Jugendschutzstelle**
  · 19 Plätze Jugendschutz, Inobhutnahme, Clearing
  · 10 Plätze für Frauen und Frauen mit Kindern
- **Karl-Schreiner-Haus**
  · 96 Plätze für Kinder und Jugendliche im Stammhaus, in Tagesgruppen, Außenwohngruppen und Intensivgruppe, sowie die Schulprojekte Off-Road und Team Mobilé
- **Clearingstelle newland**
  · 25 Plätze für unbegleitete minderjährige männliche Asylsuchende
- **Jugendhilfezentrum für Hörgeschädigte**
  · 20 Wohnplätze für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche

Soziale Dienste:

- **Erziehungsberatungsstelle Essen-Borbeck**
- **Ambulante Hilfen zur Erziehung**
- **Lernförderung**
- **Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung**
- **Schulbezogene Jugendsozialarbeit**
- **Jugendgerichtshilfe**
- **Integrationsagentur**
- **Flüchlingsberatung**
- **Stadtteilprojekt Altendorf/BlickPunkt 101**

Hilfen für Hörgeschädigte:

- **Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler**
  · 230 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
  · 50 Plätze in Wohngruppen im CJD Zehnthof Essen
- **Fritz-von-Waldthausen-Internat**
  · 61 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
  · 40 Plätze in der Wohngruppe im Berufsförderzentrum Essen

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Kindertageseinrichtungen mbH (129 Mitarbeitende, 25 Ehrenamtliche)

- **Integrative Kindertagesstätte „Lummerland“ (Überruhr)**
  · 45 Plätze in drei integrativen Gruppen mit jeweils 5 Kindern mit und 10 Kindern ohne Beeinträchtigungen im Alter von 2 bis 6 Jahren
  · 20 Plätze in einer Gruppe von Kindern im Alter von 2 bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Wühlmäuse“ (Horst)**
  · 54 Plätze in drei Gruppen für Kinder im Alter von 4 Monaten bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Kunterbunt“ (Bergmannsfeld)**
  · 85 Plätze in fünf Gruppen für Kinder im Alter von 4 Monaten bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Vogelweide“ (Freisenbruch)**
  · 75 Plätze in drei Gruppen für Kinder im Alter von 4 Monaten bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Arche Noah“ (Überruhr)**
  · 50 Plätze in zwei Gruppen für Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Himmelszelt“ (Rellinghausen)**
  · 70 Plätze in drei Gruppen für Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren

Die Erziehungsberatungsstelle Borbeck führte knapp 450 Beratungsverfahren durch. · Im Rahmen der Ambulanten Hilfen zur Erziehung wurden mehr als 100 Familien unterstützt. · Die Jugendgerichtshilfe war an knapp 750 Verfahren beteiligt. · Der BlickPunkt 101 zählte durchschnittlich rund 250 Besucher pro Woche. · Die Flüchtlingsberatung betreute knapp 2.000 Menschen in Übergangswohnheimen und rund 2.250 Menschen im

Stand: 31. Dezember 2015.

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gefährdetenhilfe GmbH (209 Mitarbeitende, 75 Ehrenamtliche)

Hilfen für Gefährdete und Wohnungslose:

Im Sozialzentrum Maxstraße:

- **Zentrale Beratungsstelle für wohnungslose Männer im Sozialzentrum Maxstraße**
- **„Die Insel“: Kontakt- und Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen**
- **Essener Kleiderkammer**
- **Straffälligenhilfe und Fachstelle zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit**
- **Suchtberatung**
- **Gesetzliche Betreuungen/Eigengeldkonten**

- **Notübernachtungsstelle Lichtstraße**
  · 58 Übernachtungsplätze für wohnungslose Menschen.
- **Haus Wendelinstraße**
  · 55 Plätze für Frauen und Männer mit besonderen sozialen Problemen inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Immanuel**
  · 49 Plätze für Frauen und Männer, die keinen eigenen Haushalt versorgen können

Hilfen für Menschen mit psychischer Erkrankung:

- **Haus Laarmannstraße**
  · 36 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Esmarchstraße**
  · 34 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Haus Prosperstraße**
  · 19 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Werkstatt „Am Ellenbogen“**
  · 13 Arbeitsplätze für Menschen mit psychischer Erkrankung

Hilfen zum selbstständigen Wohnen

- **Kindertagesstätte „Regenbogenland“ (Kupferdreh)**
  · 90 Plätze in vier Gruppen für Kinder im Alter von 4 Monaten bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte Helmertweg (Bredeney)**
  · 40 Plätze in zwei Gruppen für Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren
- **Kindertagesstätte „Regenbogen“ (Schonnebeck)**
  · 55 Plätze in drei Gruppen für Kinder im Alter von 4 Monaten bis 6 Jahren
- **Kindervilla am Laurentiusweg (Steele)**
  · 40 Plätze in zwei Gruppen für Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren
- **Fachberatung Kindertagespflege**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit und Beschäftigung AiD mbH (46 Mitarbeitende, 3 Ehrenamtliche)

- **Betriebsstätte Möbelbörse im Beschäftigungszentrum Hoffnungstraße**
- **Betriebsstätte Containerleerung/Altkleidersortierung/Hausabholung**
- **Diakonieladen Mitte**
- **Altendorfer Diakonieladen**
- **Diakonieladen Katernberg**
- **Diakonieladen Kray**
- **Diakonieladen Lindenallee**
- **Diakonieladen Frohnhausen**
- **Diakonieladen Schwanenbusch**
- **Diakonieladen Borbeck**
- **Church: Restaurant & Depot**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Behindertenhilfe GmbH (100 Mitarbeitende, 5 Ehrenamtliche)

- **Haus Baasstraße**
  · 20 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Haus Rüselstraße**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Johannes-Böttcher-Haus**
  · 43 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Wilhelm-Becker-Haus**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
  · 8 Plätze für Menschen mit zusätzlicher Hörbehinderung
  · 8 Plätze in der Clearing-Stelle
- **Kunstwerkstatt**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Senioren- und Krankenhilfe GmbH (292 Mitarbeitende, 183 Ehrenamtliche)

Stationäre Altenhilfe/Pflege:

- **Altenzentrum Kray**
  · 80 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenzentrum Margarethenhöhe**
  · 120 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Heinrich-Held-Haus**
  · 80 Plätze für pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren mit und ohne geistige/r Behinderung

Offene Seniorenarbeit:

- **Senioren- und Generationenreferat**
- **Zentrale Pflegeberatung**

Diakoniewerk Essen

Privatwohnbereich. · Mehr als 1.500 von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen haben ihre Postanschrift im Sozialzentrum Maxstraße. · Die Straffälligenhilfe begleitete mehr als 1.350 Personen im Rahmen von „Arbeit statt Haft“. · Die Essener Kleiderkammer gab fast 45.000 Kleidungsstücke aus.· Im Rahmen der AiD-Kleidersammlung wurden rund 730 Tonnen Kleidung gesammelt.

RückBlick 2015

März: Kristof Klitza übernimmt Altenzentrum Kray.

März: Asylheime setzen auf Einrichtungsbetreuer.

April: Roswitha Burchhardt neue Leiterin im Aufnahmeheim.

Mai: Haus Immanuel feiert 60-jähriges Jubiläum.

Juni: Jugendhilfezentrum eröffnet AWG „KICKOFF“.

Juni: Diakonieladen Schwanenbusch zieht um.

Juni: KiTa „Vogelweide“ feiert 50-jähriges Jubiläum.

Juli: Karl-Schreiner-Haus eröffnet AWG Wattenscheid.

August: KiTa „Regenbogen“ wechselt zum Diakoniewerk.

Oktober: 25 Jahre Arbeit und Beschäftigung.

Oktober: Eröffnung der Clearingstelle newland.

Oktober: KURZstummfimfestival in der Zeche Carl.

November: „Alltagshelden“-Auszeichnung für Heinrich-Held-Haus.

November: Lions übernehmen Church-Ausbildungs-Patenschaft.

Oktober: Mitarbeiterfest bringt 1.500 Euro für Katastrophenhilfe.

November: Bettina Mayer leitet Seniorenzentrum Margarethenhöhe.

November: Richtfest im Johannes-Böttcher-Haus.

Diakoniewerk Essen